

B 2510



# Egerer Zeitung

Seit 1846  
das  
Heimatblatt  
des  
Egerlandes

Für die Heimatvertriebenen aus dem Stadt- und Landkreis Eger  
Mitteilungsblatt des Egerer Landtags e. V.

JAHRGANG 57

DRUCKHAUS OBERPFALZ • EGERER ZEITUNG • PARADEPLATZ 11 • 92224 AMBERG  
TELEFON (09621) 12876 • TELEFAX (09621) 33632

Nr. 7 JULI 2006



Du alte Stadt am Egerstrand,  
Du Haupt für unser Heimatland.  
Du deutsches, starkes, tapfres Herz,  
An Treue reich, wie güld'nes Erz -  
Du bist der Liebe wert  
Und heiß in Treu' verehrt!

M. Urban, Plan

## Erinnerungen



2. Klasse 1931/32. Hinten links der Einsender, Dr. Erich Naumann; hinter ihm die Lehrerin Ingeborg Beier.



Die dritte Klasse 1932/33 sitzt auf den Stufen der Schule mit dem Lehrer Herrn Hausner.



Fünfte Klasse 1935 im Ausflugslokal Siechenhaus mit Oberlehrer Leopold Harfinger

## Ein ehemaliger Schüler der evangelischen Volksschule erinnert sich

Unser Leser Dr. Erich Naumann aus Mainburg erinnert sich an die Jahre, in denen er Schüler der evangelischen Volksschule in Eger war, und schickt uns drei Fotos aus seiner Schülerzeit: Er schreibt:

In Eger gab es auch eine Evangelische Volksschule in der Ringstraße gleich hinter der Evangelischen Kirche. Ich besuchte sie von 1930 bis 1935. In der ersten Klasse 1930/31 unterrichtete uns ABC-Schützen Fräulein Kummerer. In der zweiten Klasse 1931/32 war unsere Lehrerin Frau Ingeborg Beier. Sie steht gleich hinter mir auf dem Klassenfoto.

Die fünfte Klasse 1935 mit Herrn Oberlehrer Leopold Harfinger sitzt im Ausflugslokal Siechenhaus am Kaffeetisch. Es war ein Ausflug anlässlich eines Schulfestes. An der Schule war auch ein Lehrer Herget, den ich aber nicht hatte.

Die Schüler der fünften Klasse durften in den Pausenhof zwischen Kirche und Pfarrhaus. Einige Fünftklässler durften am Sonntag die Kirchenglocken läuten. Es war immer eine Gaudi sich beim Läuten mit dem Glockenseil in die Höhe ziehen zu lassen.

Wer kann sich noch an Mitschüler erinnern, die auf den Fotografien abgebildet sind?

## Auch sie waren Skaven! Teil 1

Das Gezeter um die Entschädigung von Fremdarbeitern in Deutschland während des Krieges zieht sich ungewöhnlich in die Länge. Man wird den Eindruck nicht los, dass „auf Zeit“ gearbeitet wird. Die Eintreibung wie die Auszahlung der Gelder an die Betroffenen mag ihre Berechtigung haben, aber stellt sich nicht in gleichem Atemzug die Frage, wer die bei Kriegsende verschleppten Deutschen, die unter unmenschlichen Bedingungen in der Tschechei zu Frondiensten gezwungen, gedemütigt und unsagbares seelisches Leid erdulden mussten, entschädigt? Auch sie waren Sklaven!

Die Untaten der Deutschen greift man bei jeder sich bietenden Gelegenheit auf, um ein Vergessen zu verhindern; unter die Taten, die Deutschen zugefügt wurden, würde man mit Vorliebe einen „Schlussstrich“ ziehen, Belege und Berichte über Greuelthaten in den Archiven „ruhen“ lassen.

Lediglich der Gerechtigkeit wegen möchte ich das Schicksal einer Familie aufzeigen, das Zeugnis ablegen soll für

alle, die dereinst zu Zwangsarbeit gezwungen wurden. Zu den Betroffenen zählt nämlich auch Karl Irgang, Dr.phil. und Bruder meines verstorbenen Mannes.

Die übrigen Sklaven: Zwei Kinder, vier und zwei Jahre alt, die Eltern Karl Irgang und Elfi Altrichter, 33 und 25 Jahre, Traudl, die Schwester von Elfi, 38 Jahre und die Eltern der beiden, Dr.phil. Anton Altrichter und seine Frau (63 und 60 Jahre).

Dr.phil. Winfried Irgang, der damals Vierjährige, veröffentlichte 1981 ein Buch mit dem Leidensweg der Familie. Als Titel verwendete er die Aussage seines Großvaters: „Was ich im Kopfe hatte, konnten sie mir nicht nehmen“.

Ein Auszug aus dem Kapitel „Sklaven“. Vertreibungsorte: Brunn und Iglau. Zeit: Juli 1945. Ort: Gutshof Komarov bei Tschaslau/Mähren.

„Nachdem der tschechische Hofschaffner als „Pionier“ ins Sudetenland geschickt wurde, übernahm ein Mann aus dem Nachbarort die „Macht“ auf dem Hof. Ob welcher Fähigkeiten? Als „Flurwächter“ ging ihm kein guter Ruf voraus. Aus seinen Augen funkelten List und Anmassung, er hatte etwas Lauern des und Geducktes an sich. Es hiess, die Hunde wichen ihm aus, weil sie sonst in seinem Kochtopf landen. Der Schnaps, so raunten die Bewohner, hätten ihn zu dem gemacht, was er jetzt ist. Dieser Mann war also unser „Zerberus“. Er bellte auf uns los, dass es weithin hallte. Der „Zerberus“ spie aus seinem Munde giftige Flüche, unflätige Schimpfworte und wilde Drohungen. Alles Weibliche, das zarte Mädchen wie die kinderreiche Mutter und selbst die gebrechliche Großmutter waren bei ihm „kurvy“, Huren. Ohne geringste Bedenken bettelte er die Mutter vor ihren Kindern so.

Er stand hinter uns, den Stock in der Rechten, die Flinte über der Achsel. Wie lange dauerte da so ein Arbeitstag, wenn man diesen Menschen im Nacken hatte! Wir mussten die sich hindehnende Zeit nach der Sonne messen, waren wir ja doch „entuhrt“. Er aber zog sein goldenes Chronometer. Nach Andeutungen stammte es aus der Tasche eines deutschen Majors - ein „Beutestück“; und es klebte Blut daran!

Als der bis dahin fehlende Schnaps als teures Fusel wieder zu haben war, artete der „Herr Aufseher“ zusehends aus. Sein Machtrausch und Dünkel schwollen ins. Unerträgliche ... durch die Staatsgewalt. Die Gendamerie zeigte in auffälliger Weise, dass ihr „Vertrauensmann“ ein Beauftragter war, und er fühlte sich als Teil der tschechischen Staatsgewalt, als stolzer Vertreter seines Volkes. Riss einem Frondienstleistenden einmal der Geduldsfaden und beschwerte sich, so erschien höchstens ein Gendarm, der uns einschärfte, dass jeder Befehl des Herrn Schaffers widerstandslos zu befolgen sei, sonst würden wir spüren, war die tschechische Polizei könne. Der junge Gendarm machte eine eindeutige Handbewegung. Niemand

wollte sich zu allem Elend auch noch prügeln lassen. Ein jeder wusste von Leidensgenossen, die unter bestialisches Schlägen ihr Leben aushauchten.

Tschechen bezeichneten unseren Quäler oft als „Narren“. Andere freuten sich unverhohlen über den „Deutschenschreck“. Beim Vorbeigehen oder Vorbeifahren hetzten und stichelten sie ihn zum Losbellen und zu Exzessen auf. Den Deutschen gegenüber, die von der Regierung unbehindert zu rechtlosen Sklaven entwürdigt waren, war alles er-

laubt, sogar erwünscht - und wurde gern gesehen. Diejenigen Tschechen, die innerlich nicht zustimmten, getrauten sich nicht, es irgendwie zu zeigen.

Der Hofverwalter, der sein Amt bereits zur Zeit des Protektorats, also im deutschen Regime bekleidete, verstand deutsch, verlernte es aber rasch. Sein anfänglich menschlicher Umgangston entschwand gänzlich, wohl auf höhere Weisung. Und wir merkten bald, dass er den „Zerberus“ auf uns hetzte. /

(Fortsetzung folgt!)

## Konfirmation in Eger

Dr. Erich Neumann aus Mainburg (früher Eger) hat in Eger die evangelische Schule besucht. Als er erfuhr, daß die Egerer Zeitung einen Bericht über das Leben von Pfarrer Hugo Gerstberger veröffentlichen wird, erinnerte er sich an seine eigene Konfirmation.

Er schreibt: „... sende ich Ihnen anbei ein Foto von den Konfirmanden mit Pfarrer Gerstberger. Die Konfirmation war am 12. VI. 1938. Ich bin der oben ganz rechts!“

Wer erkennt sich oder andere Konfirmanden wieder?



Konfirmation in Eger 1938. In der ersten Reihe Pfarrer Gerstberger.

## Holzhäuser oder Hennebach?

(Egerer Zeitung, Juni 2006, S. 117)

Rudolf Pötzl aus Frankfurt teilt zu obigem Bild mit: „Es handelt sich nicht um Holzhäuser, sondern um den Ortsteil Hennebach.“ Das Gebiet lag in der Sperrzone an der tschechoslowakischen Staatsgrenze und ist heute verwildert.

Die Gebäude wurden nach dem Krieg zerstört. Der Einsender, Hermann Langhammer, kennt den Ort nicht mehr in dem Zustand, der vor der Vertreibung bestanden hat. Wer kennt sich aus? (EZ)



## Weißt Du wieviel Sternlein stehen ...

Es war noch zu einer Zeit, wo das Paradies „Heimat“ noch uns gehörte und ich ein kleines Mädchen von etwa fünf Jahren war und die Welt ein großartiges, jeden Tag neues Erlebnis.

Ich wohnte mit meinen Eltern im Hause meiner Großeltern und genoß es, an den Sonntagen alle meine Lieben um mich zu haben. Es war üblich, daß an den Sonntag-Nachmittagen ein gemeinsamer Spaziergang den Tag zum wirklichen Feiertag machte.

Es war ein heißer Sommer-Sonntag und man beschloß, erst nach der großen Hitze am späten Nachmittag zu unserem Spaziergang aufzubrechen.

Nach einer kleinen Wanderung kamen wir zum Gasthof „Drei Linden“. Die drei großen Bäume überragten den ganzen Garten und an Tischen und Bänken darunter trafen wir schon viele Bekannte, es kannte ja in unserer kleinen Stadt jeder jeden und so wurden wir freudig begrüßt, man rückte gern zusammen. Bald war ein Plausch im Gange und es wurde viel gelacht.

Dazwischen ging die Neubauer Lena, die Wirtin, eifrig hin und her und bediente die Gäste. Sie war eine große Frau mit wunderschönem, zurückgekämmtem weißem Haar. Ihr Sohn, der Fredi, ein langer, schlaksiger Bursche, half mit beim Bedienen. Die Männer freuten sich über ein kühles Bier, die Frauen und Kinder labten sich an einer Limonade.

Wir Kinder spielten im schattigen Garten in einer Ecke oder der Wirtsohn Fredi zeigte uns Vogelnester - so vertrieb man sich die Zeit, und es vergingen einige Stunden, bis einer zum Aufbruch mahnte. Aber der Tag war zu schön und es war noch zu früh, nach Hause zu gehen, und so einigte man sich und wir wollten noch ein wenig weiter gehen - man musste ja Natur erleben und in sich aufnehmen als Zehrung für die Arbeitswoche.

Wir gingen also in den nahen Wald, den Waldweg immer weiter und weiter, bis wir beim nächsten Wirtshaus landeten. Es hieß das „Preußenhäusel“ und stand auf der Landesgrenze Sachsen-Böhmen, ein von beiden Seiten beliebtes Ausflugsziel. Auch dort saßen schon viele Leute im schattigen Wirtshausgarten und wir wurden freudig begrüßt, es waren ja alles gute Bekannte von früheren Ausflügen her. Dort wurde natürlich der Durst gelöscht. Es gab zünftig Würstel mit Brot und Senf, man war nicht anspruchsvoll, und so fanden sich Grüppchen zusammen und wir Kinder hatten wieder neue Spielkameraden gefunden. Die Dämmerung war längst hereingebrochen und es wurde dunkler und dunkler. Ich lag längst ausgestreckt auf Mutters und Großmutters Schoß und schlief etwas vor.

Zu später Stunde war dann allgemeiner Aufbruch und wir waren inzwischen

viele Leute, die am Waldweg über Wurzeln und Steine heimwärts stolperten, es wurde noch viel gelacht und erzählt. Plötzlich rief jemand: „Seht nur, eine Sternschnuppe! Wünscht Euch was!“ Dann wurde gekichert, jeder hatte heimliche Wünsche und wollte sie nicht preisgeben. So wurde auch ich als kleines Mädchel gefragt, was ich mir wünschen würde, und ich sagte sofort: „Ein Sternlein vom Himmel!“ Der Großvater hörte dies und sagte: „Wenn Du weiter nichts willst, den Stern kannst Du haben!“ Er blieb etwas zurück, dann kam er wieder und legte mir das Sternlein, auf einem Blatt liegend, in die Hand. Ich war selig und trug es - und es leuchtete und leuchtete - - - Für, mich war ein Wunder geschehen, auch wenn das Sternlein winzig klein war, in meiner Kinderhand war es groß und einmalig schön!

Plötzlich rief jemand aus unserer Runde: „Seht Euch mal den Himmel an er ist so hoch und weit wie selten - seht nur die vielen, vielen Sterne!“

Irgendjemand fing zu singen an „Weißt Du wieviel Sternlein stehen ...“

Einige aus unserer Wandergruppe, die schon vorausgegangen waren, hielten ein und kamen langsam wieder zurück, und auch die Letzten, die ganz hinten gingen, kamen heran. Da standen nun die vielen Menschen, still geworden, große und kleine, und langsam fielen sie in den Gesang ein, standen unter einem wunderbaren Sternzelt und sangen bald gemeinsam unser schönes Volkslied: „Weißt Du wie viel Sternlein stehen?“ Es war ein gewaltiger Chor, die einen sangen sonst im Kirchenchor, die anderen in Gesangsvereinen, und wir Kinder sangen ohnehin gerne und oft - es war wunderbar und ein aus dem Herzen kommendes Lob an die Schöpfung.

Als das Lied zu Ende war, begannen alle wieder von vorne, als könnte man gar nicht aufhören zu singen in der schönen Nacht. Man sang mit Inbrunst

mehrstimmig - keiner dachte daran, aufzuhören. Dann fing jemand an: „Der Mond ist aufgegangen ...“ und alle stimmten ein, leis und laut, wie es die Worte wollten, und jedem von uns ging das Herz auf. Und wieder eine Gruppe fing unser altes egerländisches Lied „Heint scheint da Mou(nd) sua schäi...“ an, und es jubelte der ganze Wald, und als sich die Gruppe doch auf den Weg machte, sang man weiter - bis zum Forsthaus. Keiner konnte aufhören zu singen. In allen war eine große Freude und Dankbarkeit an Gott und die Natur für diesen schönen Tag.

Ich wurde abwechselnd von meinem Vater und vom Großvater heimgetragen, ich war müde und glücklich, denn in meiner Hand leuchtete immer noch das Sternlein.

Bei der Bahnunterführung trennten sich die Leute aus meinem Städtchen Fleißen von den Wanderern aus Schnecken, und alle sagten aus vollem Herzen: „Das war ein schöner Tag!“ Er war wohl für alle unvergesslich.

In meinem späteren Leben habe ich immer, wenn ich dieses schöne Volkslied hörte - ob in Konzerten, im Rundfunk, im Fernsehen, oder in privater Runde singend - an diese Nacht im Walde denken müssen, über uns der Sternenhimmel, in der Hand mein kleiner Stern. Inmitten meiner Lieben stand ich, überbraust von den Liedern, geborgen in der Natur, umgeben von Liebe und Freude, Andacht und Dankbarkeit in unserer schönen Heimat.

Heute sind fast achtzig Jahre vergangen und alles ist anders geworden, die Heimat geraubt, die Lieben längst in die ewige Heimat abgerufen, gezeichnet von den Beschwerden des Alters - und doch: wenn sich der Sternenhimmel über uns wölbt und die Nacht uns still umfängt, bin ich wieder zu Hause und meine Gedanken erleben diese Nacht wieder und wieder. Ich habe nie aufgehört, die Sternlein zu zählen. Die Erinnerung ist ein Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können. Seien wir dankbar dafür!

## Sagenrunde des Egerlandes

### Der verwunschene Jesuit

Vor vielen Jahren lebte in Königsberg ein Jesuit. Der hatte Geld, das für den Kirchenbau bestimmt war, unterschlagen, und mußte für dieses Vergehen nach seinem Tode „umgehen“. Vor langer Zeit ist ein junger Mann mit seinem Mädchen am Bach Zedron spaziergegangen und dort dem Geist begegnet. Er hat den Geist angesprochen, der aber hat nichts darauf gesagt. Das Mädchen war neugieriger. Es hat dem Geist ins Gesicht geblickt, und das hat ausgesehen, als wäre es aus geräuchertem Fleisch.

Viele Geistliche haben versucht, ihn zu erlösen. Sie hatten aber zumeist selbst kein reines Gewissen, und wenn der Geist angefangen hat, ihnen ihre eigenen Fehler vorzuwerfen, schauten sie lieber, daß sie selber ohne Schaden davonkommen.

Am Ende hat sich aber doch einer gefunden, dem der Geist nichts anhaben konnte, ein gewisser Pater Steiner.

Der hat dann den Geist auf fünfzig Jahre an einen von allen Menschen verlassenen Ort verbannt.

Der ist später nur noch einmal erschienen. Danach hat ihn niemand mehr gesehen.

(Nach Heinrich Gradl)